

Mitteilungen des Freundeskreises Erwin Bowien e. V.

Bulletin du cercle des amis
d'Erwin Bowien s. e.

Nummer 25, Dezember 2004

Freundeskreis Erwin Bowien e. V.
Postfach 10 09 12, D-42609 Solingen

E. Bowien.



Hans Karl Pesch, Tusche, 1970

Über unsere Arbeit

Auch diese Ausgabe der Mitteilungen steht im Zeichen von Erwin Bowien als Schriftsteller, und zwar soll diesmal der junge und der alte Bowien in seinen Schriften gegenübergestellt werden.

Aus den einfühlsamen Texten über Berlingen und Bebenhausen geht wieder einmal klar seine Art des Sehens und Erlebens der Landschaft hervor. Dabei läßt die Fähigkeit des Künstlers, seine Liebe zur Landschaft nie ohne die Darstellung der dort lebenden Menschen und ihrer Verbundenheit mit eben dieser Landschaft auszudrücken, seine Bilder und Geschichten zum Leben erwachen.

Vielleicht hätte er mehr geschrieben, hätte er nicht im Hause des Dichters Hanns Heinen gelebt, dessen Lyrik er viel höher achtete als sein eigenes schriftstellerisches Werk. Heute sind wir froh über jede Beschreibung, die wir finden. Bestätigt sie doch sein malerisches Werk und läßt sein Wesen deutlich hervortreten.

Manche seiner Gedanken haben wir in den vergangenen Mitteilungen gebracht und werden es weiter tun.

Im Gegensatz zu den Landschaftsbeschreibungen aus dem Anfang der 1960er Jahre steht die Geschichte von Henri-Louis, die Bowien in seiner Jugend schrieb, wie an manchen Textstellen erkennbar ist. Schon damals sieht er den Menschen liebevoll an, stellt nie Häßliches dar.

Doch während die Menschenbeschreibungen ebenso wie seine Bilder stets die positiven Seiten seines künstlerischen Lebens widerspiegeln, läßt er den Leser seiner Briefe und Tagebücher häufig an seinen quälenden Ge-

danken und seinem alltäglichen Lebenskampf teilnehmen. In seinem Werk überwiegt das Erhebende. Deshalb macht es große Freude, sich mit seinen Bildern ebenso wie mit seinen Schriften zu beschäftigen. An dieser Beschäftigung mit Bowiens Bildern möchten wir unsere Leser gern beteiligen, denn von vielen Bildern wissen wir nicht, wo sie entstanden sind oder wen sie darstellen. Deshalb bringen wir in dieser und den nächsten Ausgaben der Mitteilungen Bilder, die wir nicht einordnen können, und bitten um Hinweise aus der Leserschaft.

Hans Karl Pesch

Hans Karl Pesch kenne ich seit meinem 17. Lebensjahr. Er kam in unser Haus, um ein Interview mit Erwin Bowien zu machen. Ich erinnere mich gut an seine ersten Besuche. Er war ein anregender, interessierter junger Journalist, an dem auch mein Vater Hanns Heinen, der selbst Journalist war, Gefallen fand.

Sehr bald wurden wir zu Herrn Peschs reizender, lebens-tüchtiger Gattin und seinen Kindern eingeladen. Er las uns seine humoristischen, oft satirischen Gedichte vor, von denen viele unvergeßlich sind – wie z.B. „die Bürokratie“, über die wir alle schallend lachten. Ich höre heute noch Erwin Bowiens Lachen.

Wann uns Herr Pesch zum ersten Mal seine Bilder zeigte, weiß ich nicht mehr. Sie waren einprägsam und ausdrucksstark. Später malte er eine große Serie von „Egos“, von einem Männchen, das zum Mond steigt oder diesen von der Höhe eines Daches aus sehnsuchtsvoll betrachtet.

Hans Karl Pesch hat einen großen Teil von Erwin Bowiens Leben begleitet, immer wieder über ihn geschrieben und unzählige Ausstellungen von ihm und mir eröffnet.

Er wurde am 10.1.1930 in Trier geboren, wo sein Vater Chefredakteur beim „Trierischen Volksfreund“ war. Sein Sohn begann seine journalistische Tätigkeit bei der „Aachener Volkszeitung“, wo er von 1950 bis 1954 arbeitete. Dann kam er bis 1959 zur „Rheinischen Post“ nach Solingen. Anschließend, nach einem Intermezzo von 4 Monaten beim „Trierischen Volksfreund“, schrieb er für die „Aachener Volkszeitung“ in Eschweiler und ging 1961 wieder nach Solingen zurück, wo er bis 1971 an der „Solinger Morgenpost“ arbeitete. Ab 1971 schrieb er für die „Bergische Morgenpost“ in Remscheid. Außerdem war er freier Mitarbeiter bei der „Katholischen Kirchenzeitung“, Diözese Köln. Er wurde Vorsitzender des Bundesverbandes Berufstätiger Künstler und Chefredakteur des „Kunstkuriers für das Bergische Land“.

Ab den siebziger Jahren war er bei allen Künstlern des Bergischen Landes bekannt, da er über sie alle einführend schrieb. Er fand dabei seltene Wortgefüge, und einige seiner Kunstkritiken galten als Kunstwerke in sich. Er hatte ein starkes Gefühl für das Temperament und die Wesensart jedes Künstlers und dessen intellektuelles Wollen. Später schrieb er hauptsächlich Musikkritiken. Dies hing mit seinem eigenen Malen zusammen. Seine Lust, sich in der Malerei auszudrücken, wurde immer stärker, und er machte bis zu seinem Tode Ausstellungen seiner Bilder. Da empfand er, daß er über Maler nicht mehr schreiben dürfe, was diese sehr bedauerten.

Hans Karl Pesch betrauerte den Tod von Erwin Bowien 1972 sehr und nahm regen Anteil am Verbleib seines Werkes. 1976 wurde er Gründungsmitglied des Freundeskreis Erwin Bowien e.V. im Deutschen Klingensmuseum in Solingen und gab bis zu seinem Tod die Mitteilungsblätter unseres Freundeskreises heraus. Er war schon lange schwer nierenkrank, hörte aber nie auf, sich mit aller Kraft für den Bowien-Freundeskreis einzusetzen. Ich sehe ihn noch in meinem alten Häuschen in Solingen sitzen und die Monographie über Erwin Bowien schreiben, die 1981 herauskam, ebenso wie, zusammen mit dem algerischen Journalisten Ali Elhadj-Tahar, ein Buch über meine Malerei, das 1982 erschien. Vorher hatte Hans Karl Pesch meinen Mann und mich mit seiner Gattin in Guelma, Algerien, besucht, wo wir gerade in unser eigenes Haus gezogen waren. Wir reisten zusammen nach Biskra, den Rand der Sahara, die Herrn Pesch zu einer Reihe von Bildern inspirierte.

Für den Werkkatalog, der 1999 zum hundertsten Geburtstag unseres Malers erschien, schrieb er das Vorwort.

Oft führten wir leidenschaftliche Gespräche über Kunst und waren nicht immer gleicher Meinung. Er hatte Verständnis für fast alles, was ein künstlerischer Geist hervorbrachte, und erkannte dessen Eigenständigkeit.

1996 drehte er einen Videofilm über Erwin Bowien, in dem er besonders auf dessen Öl-Technik einging. Wir zeigten ihn am 22. September 1996 in Schloß Burg an der Wupper während der Hauptversammlung des Freundeskreises, die anlässlich der Eröffnung einer großen Bowien-Ausstellung im Rittersaal des Schlosses veranstaltet wurde.

Noch auf unserer letzten Hauptversammlung am 14. September 2003 in Schloß Hackhausen in Solingen sprachen wir mit Herrn Pesch über die zukünftig erscheinenden Mitteilungen des Freundeskreises, und er meinte, wir sollten weiterhin Erwin Bowiens Schriften vorstellen, was wir auch in diesem Heft tun.

Mit ihm ist ein guter Freund und Förderer des Freundeskreises von uns gegangen. Er fehlt uns sehr.

Bettina Heinen-Ayech

In Bebenhausen

Ein herrliches altes Tor mit einer großen blühenden Linde war der erste Eindruck, der uns zum Verweilen anrief.

„In diesem Turm habe ich als Student mit einem anderen Studenten musiziert, denn er hatte sich, um preiswerter zu wohnen, statt in Tübingen hier einquartiert,“ erzählte mein Vetter.

„Viel Licht habt ihr aber nicht gehabt,“ erwiderte ich, denn es waren nur zwei enge Fensterchen auf der ganzen Innenwand zu sehen.

Hinter dem Tor ging es leicht bergauf, und ein großer Gebäudekomplex war zu einem malerischen Ganzen zusammengewachsen.

So landeten wir zuerst vor einem Schlosse, das die letzte Residenz des Königs von Württemberg nach seiner Abdankung gewesen war. Ich stellte mir den etwas traurigen alten Herrn vor, der nun in den Wäldern jagte und von der Schönheit des Ortes zehrte. So mußte wohl jener vorbildliche Mann gewesen sein, dessen französischer Sprachlehrer der Großvater meines Jugendfreundes in Neuenburg gewesen war. Sein vornehmes Wesen hatte seine Mutter als Kind so tief beeindruckt, daß sie noch, in ihre Heimat Bôle über Colombier zurückgekehrt, mit allen ihren Kindern deutsch sprach, was ihr den Beinamen „l'allemande“ eintrug.

Wir besichtigten alles, was frei zu besehen war, und hätten sicher geglaubt, dieses Bebenhausen sei eher eine Residenz als ein Kloster, hätten wir dann nicht doch noch die Führung mitgemacht.

Da zeigte sich, daß die prächtige Anlage ein Märchenhaus für Selbstquäler war. Denn wie konnten sich die armen Zisterziensermönche selbst befehlen, nur eine Stunde am Tage zu reden und nur eine Stunde am Tage im Warmen zu sitzen und den Rest der Stunden des Wachens bei Tag und Nacht „an Gott zu denken“?

Daß sie ganz friedfertige Menschen waren, zeigte ein großes Bild im Refektorium, auf dem Dominikaner ihre Schwerter ziehen, um in die Kreuzzüge zu ziehen; aber der Zisterzienser-Abt hält ihnen die offene Bibel hin, um sie von diesem Beginnen abzuhalten. Nur ein Zisterzienser entfernt sich mit krummem Rücken, eine Armbrust tragend, um den Dominikanern zu folgen. Eine glänzende Darstellung des ewigen Haders. Und erst auf mein Fragen erklärte mir der schüchterne Student, was ich sah.

Als Ganzes betrachtet hatte das Nachleben der Mönche hier einen friedlich-fröhlichen Ausklang. Selbst die steinerne Mausefalle mit den dicken Wänden, in der der Begründer Bebo mit ebenso dickem Namen hauste, hatte nichts Erschreckendes. Der schöne Sandstein war zu hell, trotz ein wenig Nässe, die aufstieg. Auch die Bären, die die Königin Olga als Zarentochter aus Rußland ausgestopft mitbrachte, konnten kaum zum Gruseln bewegen. Sie standen am Ende des großen Schlafsaales, der wie eine fensterlose Basilika wirkte, in Gesellschaft mit dem „letzten Hirschen“, den der König schoß. Das arme Tier schien aber immer ein wenig mit dem Geweih zu wackeln, wenn es dies vernahm, denn es saß sehr lose. Er hatte drei saubere Einschüsse über dem Blatt – das war perfekte Teamarbeit! Denn sicherlich hatten nur der König und seine beiden Jäger zugleich geschossen. Daß der arme Achtender sich bei Nacht wie im Walde vorkommen mußte, dachte ich, als ich sämtliche Blumen und Gewächse des Waldes in diesem Schlafraum an den Wänden sah.



Wer kennt diese Burg?

Beruhigend war es zu erfahren, daß der Abt im Kloster-gang wöchentlich den Mönchen die Füße wusch und daß sie sich im entzückenden Brunnenhäuschen völlig abwuschen und dabei von den herrlichen Rosen des Klosterhofes beschaut wurden.

Der Turm auf der Vierung der hellen Kirche sollte, laut Bestimmung, nur ein Dachreiter sein. Es wurde aber die Spitze eines echten Turmes. Ich überzeugte mich, als Sohn eines Baumeisters, was der Künstler gemacht hatte, um das zu schwere Gewicht auf der Vierung zu halten: Zwei Rombusse bildeten die Verstreungen, die das Gewicht aus der Mitte abzogen. Das köstliche Turmhaupt hatte beim Raus- und wieder Reinhängen der Glocken zarte Pfeiler eingebüßt, und ich frug mich besorgt, ob man nicht endgültig endlich das Steingitter wieder schließen sollte.

Trotz dieser starken Eindrücke begab ich mich zum grün gedeckten Wehrtürmchen zurück, von wo der alte König so oft ins Land schaute. Dort ließ ich mich zum Malen nieder, obwohl ich eine heiße Sonne fühlte. Aber die liebe Kusinentochter Christa beschirmte mich mit einem dunklen Schirme, – so brauchte ich nicht, wie auf dem Felsen vor Biskra, einem Sonnenstich nahezukommen. Auch fütterte sie mich mit Pfirsichen, und ich frug mich, ob Alleinsein für die Mönche auch Sünde war. Ich vermute, daß bei so vielen Verboten der harmloseste Genuß, zum Beispiel der eines Pfirsichs, zur unerhörten Labsal wurde.

Eigentlich dachte ich so skeptisch erst später. Zur Stunde hatte ich genug zu schaffen mit der herrlichen grünen Landschaft der blauen Alb im Hintergrund, dem gelben

Türmchen mit dem funkelnden grünen Dach, mit den hohen violetten Dächern hinter dem Wehrgraben und den vielen langgezogenen Dachfenstern.

Nach der Arbeit hatte ich dann auch noch Zeit, die köstlichen Madonnen im Innern des Klosters zu betrachten. Den fahrbaren Christus auf seinem See habe ich zwar nicht, wie alle Kinder, gestreichelt, aber doch betrachtet, denn er stand gewissermaßen auf gleicher Ebene mit mir. Und dabei wurde mir so echt bewußt, wie schwer es einst für die Bildhauer war, alle Gläubigen mitsamt den Kaisern und Päpsten unter einen Schutzmantel zu bringen und zu differenzieren.

Zufrieden fuhren wir nach Bebenhausen, und zufrieden fuhren wir wieder ab. Es hat etwas Anheimelndes, daß in dem Raum, wo so viele Mönche schliefen, jetzt nur noch die Bären heimlich brummen, daß der dreimal getötete Hirsch nachts leise mit dem Gestänge schaukelt. So befriedigt es auch zu wissen, daß die Äbte gleich Königen herrschten und daß die Könige zuletzt gern die Äbte gewesen wären. Es ist herrlich, daß im Klostergarten eine solche Rosenpracht blüht, daß die Kinder auf den Wiesen frische Quellen entdecken, daß der müde Familienvater lesend unter der großen Linde den Duft der Lindenblüten verspürt und daß bald wieder ein entzückter Maler nach Bebenhausen ziehen wird.

Berlingen am Untersee

Von rechts kommt die Morgenröte. Sie steigt bei Überlingen auf, und der Kirchturm von Berlingen zeigt mir recht deutlich, daß sie mich genau um einhalb fünf Uhr geweckt hat.

Dicht vor mir liegt Adolf Dietrichs Berlingen, jener Ort, der durch den holzfällenden Maler bekannt wurde, denn dieser Maler hatte von der anbetenden Ehrlichkeit Dürers. Meine Konstanzer Bekannten hatten noch nichts von ihm vernommen, dafür konnten sie mir aber die Kirchen von Unter- und Oberzell auf der Reichenau zeigen.

Wie tief mich aber gerade Dietrich beeindruckt hatte, konnte ich ihnen nicht so schnell erklären, und ich zog es vor, das am Abend begonnene Bild so gut als möglich zu beenden, denn das Licht war nun dem eines japanischen Holzschnittes gleich. Ich behielt ein schlechtes Gewissen, denn all diese saftigen violett- und kupferfarbigen Dächer mit den warmtönigen Häusern darunter waren für mich nur schönste Farbe, aber für Adolf Dietrich die Behausung von Menschen, die er kannte. Und der Rebhang war für ihn nicht die Stätte einiger Sommerhütten, sondern die Weide scheuer Rehe, die zu dieser frühen Stunde mit den Kitzen aus dem Walde traten. Und manchmal hatte er auch einen Fuchs gesehen, den er so tief auf seine Leinwand setzte, daß er fast schon fortgelaufen war. Auch dem einsamen Segelboot eines Frühaufstehers hätte er sicherlich keinen Platz auf seinem See eingeräumt, denn dort sind nur Fischer und sogar einmal ein brennender Dampfer zu Hause.

Und während ich dennoch mein Bild ohne alle schmückenden Einzelheiten fertig male, hebt sich weit umher schauend der Kirchturm von Radolfzell über die Mettnau. Beim Anblick der lieblichen Halbinsel lächle ich, denn ich denke an jenen schweren Stein, den Scheffel seinen Stammischfreunden, die ihm mitgeteilt hatten, daß es ihnen gut ginge, statt Wein mit der Mitteilung sandte, daß ihm dieser Stein vom Herzen gefallen sei, als er erfahren habe, daß es ihnen gut gehe.

Der Himmel, der zuerst die Fläche der japanischen Holzschnitte hatte, beginnt nun im Farbspiel des Morgens sich immer deutlicher zu wölben und hat schon unzählige Male sein Farbgewand gewechselt. Die Vögel schweigen noch, und nur ein armer Fischer (Puviv de Chavannes „Armer Fischer“) belebt die weite Fläche. Das heißt, er scheint ganz still zu stehen, und liegt wie ein zerbrochenes T auf der silbrigen Fläche.

Mich umfängt der alte Zauber des Bodensees. Ich kenne ihn mit seinen Jahreszeiten, mit allen seinen Gefühlsregungen.

Der Bodensee verbindet uns Deutsche mit Italien. Die Mainau schmeichelt sich, den Süden zu kennen. Und im Winter kann er oft so schwermütig, so weit sein, daß er uns ein leises Ahnen von den Weiten des Ostens gibt. Aber dann, nach dem harten Warten auf den Frühling, wenn er endlich im strahlenden Blütenkleide ruht, dann kündigt er schon berauschend die Pracht seines Obstes, das Gold seines Weines und die herrliche Farbigekeit seiner Wälder an. Und wenn er dann wieder von aller Pracht Abschied nehmen muß, dann deckt er sich mit einem Nebelmeer zu, aus dem nur der trotzig Sämtis und der Januskopf des Altmann hervor schauen.

Und in aller Morgenfrühe erlebte ich es auf dem Pfänder, jenem gemächlichen Berge, der über Bregenz liegt, daß er diese Wolkendecke ein wenig beiseite schob, um die Einmündung des alten Rheines in den See zu zeigen. So als hätte er mir zeigen wollen, daß unter der mächtigen Decke noch alles seine alte Schönheit bewahrt.

Vom gleichen Pfänder sah ich eines Abends die Sonne genau hinter dem Turme des Konstanzer Münsters untergehen. Der große rote Sonnenball war gerade noch über den Hohentwiel hinweg gerollt, und es schien, als könne er sich vom Münster nicht trennen.

Und daß ich vom Pfänder schließlich auch mit tiefer Beglückung unser kleines deutsches Venedig, Lindau, sah, war wieder ein Erlebnis für sich.

Und mein Erinnern ging zur herrlichen Schutzmantelmadonna, die in der Kirche von Markdorf mit so vielen anderen köstlichen Bildwerken, die den See umgeben, auf das Kennerauge wartet. Wie beglückt malte ich sie! Ich sah mich am Schloß von Wasserburg, vor der Meersburg, vor Salem, auf Herrenberg und auf der Mainau malen. In der Rococokirche des Peter Tumb war ich ebenso daheim wie vor dem prachtvollen Gitterwerk der Abteikirche von Münsterlingen. Der alte Römerturm in Arben hatte es mir ebenso angetan wie der Diebsturm in Lindau.

Und könnte ich je den Tag über Scherzigen mit seinem weißen Kirchturm vergessen? Gerade in Berlingen war das unmöglich. Die schöne Straße, die von Frauenfeld aus dem Walde naht, formt einen großen Bogen, so als wolle sie das ganze Nest in den Arm nehmen. Und die mächtigen Obstbäume betonen die feierliche Bewegung. Man muß schon über dem Neuenburger See bei Rochefort stehen, um eine ebenso großartige Straßenschleife zu erleben, auf die der Montagne de Boudry und aus der Ferne der Montblanc herab schauen. Die stille Schönheit des Bodensees bei Berlingen erinnert an die Verträumtheit von Kapp am großen Süßwassersee in Norwegen, am Mjösä. O ihr glücklichen Seebewohner überall! Wer möchte nicht Fischer, Bauer, Förster in vielen Generationen an solch einem See sein! Und ein einzelnes Malerleben hätte auch nicht genügt, um die ganze Pracht des Sees zu zeigen, auch wenn wir die Kunst eines Botion (Lausanne) unser Eigen nennen dürften.

Und nun, nach dem Malen, fühlte ich mich müde, denn mir klang das Wort eines jungen Kunsterziehers nach, das mir die Tochter meines Gastgebers mitteilte: Rembrandt sei nur ein „Abmaler“, ein Handwerker. Und das gerade in Konstanz, der Herkunft des göttlichen Stephan Lochner, des grandiosen Konrad Witz! In der Landschaft, die so viele Dichter anlockte und besaß, Mystiker und große Mönche – wie bedauerte ich es, nicht wie Rembrandt die Seele der Welt „nur abmalen“ zu können und mich mit der eigenen kleinen Seele zufrieden geben zu müssen. Aber ich erwünschte doch den jungen Burschen, der nicht demütig den Rosenkranz aller Orte am Ober- und Untersee abbetet, bis ihm die Gnade des Sehens wird! Vielleicht begriffe er dann, daß auch seine kleine Seele nicht ausreicht, um die unausschöpfliche Schönheit des Bodensees und des denkenden Rheines zu erfassen!

Henri-Louis letzter Wunsch

Bevor die Dämmerung einfiel, war der durchscheinende, glatte Kopf des alten Arbeiters auf die Brust gesunken. Einige Male hatte er noch gehustet, und nun schlief er.

Die Hände fielen auseinander. Mein Blick verweilte lange auf ihrer schwieligen Innenfläche. Ich war von der Vorstellung getroffen, daß diese Hände ein langes Leben täglich schwer gearbeitet hatten.

Alle Versuche, Henri-Louis wach zu halten, waren gescheitert. Erst hatte ich mich mit ihm unterhalten, dann hatte ich ihm ein wenig Zucker in den offenen Mund gestreut, denn bei jedem Hustenanfall sagte er: «Un peu de sucre me fait tant de bien!» Bis er aber den Geschmack des Zuckers schmeckte, hatte er seine Bitte schon wieder vergessen und knurrte anerkennend: „Wie intelligent muß er sein, um zu wissen, daß mir der Zucker so wohl tut!“

Was sollte ich nun machen? Die Hände hatte ich schon längst gemalt, auch die schwere Uhrkette mit dem Hufeisen und dem Pferdchen daran. Selbst die Knöpfe der Jacke hatte ich nachgebildet. Daß es meine Aufgabe gewesen wäre, gerade dieses in Schlaf und Tod Versinken des Alten, mit dem fallenden Laub auf der Terrasse, dem eingefrorenen Springbrunnen und den verdämmernden Alpen im Hintergrund zu malen, dies ganz zu erfassen, war ich zu jung. Meine Ratlosigkeit und das Ticken der Neuenburger Uhr wurde durch das Eintreten meiner Mutter unterbrochen, die den Tee brachte. Sie setzte die braune Teekanne nieder, stellte die chinesischen Tassen auf den Tisch und fügte einen Teller Kuchen hinzu.

Nun konnte ich Henri-Louis wecken.

„Habe ich wieder geschlafen? Nehmen Sie es mir nicht übel. Die Arbeit auf der Straße ist ermüdend. Ich bin alt,“ sagte er zu meiner Mutter gewandt. Ich aber erwiderte ihm:

„Henri-Louis, ich weiß wohl, daß du mit siebzig Jahren nicht mehr auf der Straße arbeiten solltest.“

„Die Arbeit ist es nicht, was mich quält, aber das schlechte Essen, das ich bei meiner Wirtin bekomme, und der Ärger an den jungen Burschen, die mit mir auf der Straße arbeiten. Wenn ich zwei Minenlöcher mache, dann haben sie immer nur eines. Und die Frau des Briefträgers, bei dem ich esse, kann nicht einmal Kartoffeln kochen. Wenn ich mit dem Messer drauf drücke, fliegt die eine zum Schrank und die andere zur Türe.“

„Aber warum suchst du dir kein anderes Quartier?“

„Das werde ich nicht tun. Dazu tut mir der Briefträger zu leid, der mit solch einer Frau das ganze Leben verheiratet ist.“ Seine schweren Hände balancierten inzwischen umständlich das hauchdünne Teetässchen. Es war ein Wunder zu sehen, daß es ihm gelang, mit seinen riesigen Greifwerkzeugen, die das Alter und der Alkohol in leises Beben versetzten, die goldene Flüssigkeit in der farbigen Schale mit dem dünnen Henkel unverseht an den Mund zu bringen. Wenn ihm dies gelungen war, trat der Ausdruck befriedigten Selbstgefühls auf sein noch immer glänzendes, glattes Gesicht. Doch das akrobatische Kunststück war erst ganz geglückt, wenn die Tasse wieder auf dem Tische gelandet war. Ich gestehe, daß ich den Vorgang des Auf und Ab immer mit derselben Spannung verfolgte. Und ich glaube, daß es ihn ganz besonders freute, daß er jeden Sonntag seine Geschicklichkeit an dem Tässchen zeigen durfte.

Seinen Erzählungen lauschte ich mit immer wachsendem Interesse. Er war der erste Arbeiter, den ich malte, und das Problem seines Daseins trat an mich heran. Mich quälte die Frage, warum er arm sei und als alter Mann noch so schwere Arbeit verrichten mußte. Mich beschäftigte die Frage, inwieweit dies die Schuld der Allgemeinheit oder seine eigene wäre. Es gab mir zu denken, daß Henri-Louis



am Sonntag mittag noch heftig nach Alkohol roch, wenn er hustete. Vielleicht war daran seine Ehe gescheitert; denn von seiner Frau wollte er nur berichten, daß sie ihn schon lange verlassen und alles, was er verdiente, den Verwandten zugetragen habe.

Und so ließ ich mir auch an jenem Sonntage seinen Lebenslauf – das heißt den Lebenslauf, den er meinen jungen Ohren anvertraute – nochmals berichten.

Seine Erzählung blieb stets dieselbe, bis auf geringfügige Abweichungen. Stets hatte ihn in Belgien die Tochter eines Generals heiraten wollen. Bevor es aber zu diesem größten Angebot des Glückes in seinem Leben kam, hatte er seine Mütze in die Luft geworfen. Sie wies den Weg nach Frankreich, und dort war er Schmied geworden. In Bordeaux lebte er längere Zeit als Diener im Hause eines „Preußen“, dann war er siebenmal als Heizer nach Amerika gefahren. Ich wagte Henri-Louis nicht zu fragen, warum er so oft seinen Wohnsitz veränderte und warum er nirgends seßhaft geworden sei. Ich fühlte, daß er dies alles hätte sein können und daß in seinem Herzen ein Rest unzerstörbarer Kindheit geblieben war, die sich mit Sehnsucht verband.

Oftmals sprach er vom elterlichen Hofe, der dicht an der Sprachgrenze, gen Biel lag.

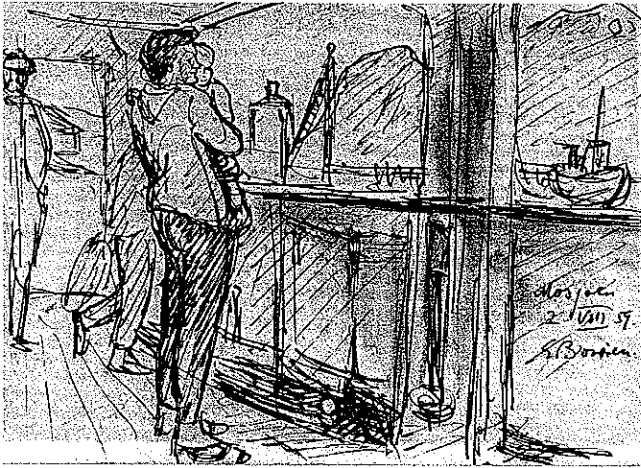
Je länger die Arbeit an seinem Portrait dauerte, je mehr wurden wir alle Henri-Louis' Freunde.

Die verunkrauteten Wege im Garten konnte er nicht ertragen; so arbeitete er aus freiem Willen vor und nach der Straßenarbeit im Garten.

Eines Tages mußte ich mich von Henri-Louis verabschieden, denn der Krieg gedachte auch meiner zu bedürfen. Lange ungelienke Briefe schrieb Henri-Louis, worin die Klage über die Arbeitsgefährten eine wichtige Rolle spielte. Aus der Ferne empfand ich nun doppelt, wie alles Geschehen unter den Menschen von den Kräften der Seele bestimmt wird. Was wußte ich von Henri-Louis? Ich kannte nur seinen Charakter. Einen Teil seines Charakters. Und dabei wäre es wohl geblieben, wie es uns mit den meisten Menschen ergeht, hätte ich nicht Henri-Louis noch einmal wiedergesehen. Dies geschah am ersten Tag des Jahres 1920.

„Willst du nicht Henri-Louis besuchen?“ schlug die Mutter vor.

Ich fuhr nach Landeron. Aber es dauerte einige Zeit, bis ich mich zur neuen Straße durchgefragt hatte. Die Arbeiter waren in einem älteren allein stehenden Hause untergebracht. Auf meine Frage, ob hier Henri-Louis wohne, gab mir die Quartiersfrau die mürrische Antwort: „Ja, ja, der wohnt auch hier, er wird wohl noch nicht auf sein. Das Schwein hat sich gestern so betrunken, daß er heute noch nicht nüchtern sein kann.“



„Was fällt Ihnen ein,“ erwiderte ich, „wie können Sie einen so tüchtigen alten Arbeiter wie Henri-Louis nur darum ein Schwein nennen, weil er in der Neujahrsnacht zuviel trank? Wer weiß, was Sie eines Tages tun, wenn Sie im gleichen Alter mit so schwerer Arbeit Ihr Brot verdienen müssen und ohne Verwandte ins neue Jahr gehen.“

Sie hörte mich indessen nicht an, sondern eilte zur Kammer Henri-Louis'.

„Was bin ich für ein Schwein! Welch Schwein bin ich,“ ertönte es von dort her, „nun kommt mich mein junger Freund besuchen, und ich bin noch gar nicht nüchtern.“

Inzwischen stand ich auch vor der Türe und beschwichtigte ihn. „Aber nein,“ rief ich in die Kammer, „du bist doch kein Schwein, Henri-Louis, mach dich fertig, dann gehen wir ins Freie, deinen Bruder besuchen.“

Das Ankleiden war eine umständliche Sache. Ein italienischer Arbeiter half dem Alten, denn er konnte mit seinen riesigen Prätzen keinen Knopf an Hemd, Hose oder Rock schließen; und das Binden der schwarzen Krawatte unter dem breiten, flachen Kragen schien am schwierigsten, denn noch immer klagte sich der Alte selber an.

Der Raum enthielt nur zwei Betten, zwei wackelige Stühle und eine niedere Bank.

„Wo hast du denn die Briefe an mich geschrieben, Henri-Louis?“

„Dort auf der Bank!“

„Da kann man doch nicht zu gleicher Zeit sitzen und schreiben!“

„Ich habe knieend geschrieben!“

Mir traten die Tränen in die Augen. Die Vorstellung, daß der Alte vier, sechs, manchmal auch acht Seiten knieend mit seinen riesigen Prätzen auf der Bank gekritzelt hatte, war überwältigend, und dennoch konnte ich ihm jetzt nicht die Weinflasche überreichen, die mich im Rücken drückte. So schob ich sie unbemerkt unter sein Bett auf seine abgelegte Wäsche.

Endlich war er soweit fertig, daß er folgen konnte. Auf den glatten, noch immer rosigen Kopf setzte er keck eine blaue Mütze und stieg mit mir zum nächsten Dorf empor. Ich kam mir so klein vor wie ein Zwergpinscher neben einem Bernhardiner, und seine Vitalität überragte mich trotz des Unterschiedes der Jahre.

Hell leuchteten die Alpen am blauen Winterhimmel. Es lag nur wenig Schnee, und auf der weiten, teils noch immer grünen Hochebene der Schweiz leuchteten die Seen. Er schritt neben mir wie Hodlers „Holzfäller“, seine Arme weit vom Brustkasten spreizend, seine Waden mächtig aufsetzend. Und seine Wangen lachten wie eine gefüllte Apfelkammer.

Zwei Dörfer mußten wir durchschreiten, und in jedem Dorf waren vier bis fünf Wirtschaften. Vor jeder Wirtschaft hielt er und bat: „Zur Feier deiner Rückkehr einen kleinen Malaga!“

„Aber Henri-Louis, am frühen Morgen Malaga, wo denkst du hin!“ Und wenn sein Bitten zu heftig wurde, fügte ich hinzu: „Eben nanntest du dich ein Schwein, bist noch nicht ganz nüchtern und willst schon wieder trinken!“

Wir kamen zur letzten Wirtschaft, bevor wir beim Bruder eintrafen. Hier tranken wir das Gläschen.

Er stellte mich den Seinen vor: „Dies ist mein junger Freund, der Millionär aus Neuchâtel. Er war im Kriege, er ist ein Held.“

Dies schien auf seinen Bruder Eindruck zu machen, während ich begriff, daß die zarten Chinatassen die Vorstellung des Reichtums bei ihm geweckt hatten. Außerdem war ich gar kein Held, nur Dolmetscher gewesen.

Wir verzehrten einen goldgelben Butterkuchen, und der herrliche Duft, den ich so gut von den großen Pausen des Gymnasiums kannte, stieg mir, glückliche Erinnerungen weckend, in die Nase.

Ich mußte berichten, was ich erlebt hatte, und Henri-Louis trug seine alten Klagen vor, die immer ein wenig Selbstanklagen waren. Währenddessen betrachtete ich ihn und dachte, was ihn erhält, wovon er lebt, das hast du immer noch nicht ergründet.

Der Abstieg wurde uns schwerer als der Aufstieg, obwohl die Füße leichter fortliefen. Auf halbem Wege nahm ich mir ein Herz und fragte ihn: „Nun Henri-Louis, verrate mir noch, was dein letzter Wunsch im Leben wäre.“

Henri-Louis erwiderte: „Noch einmal Vormäher sein!“

„Wie meinst du das?“

„Noch einmal zur Heuzeit um drei Uhr morgens den Takt des Mähens angeben, Vormäher sein! Wir kamen ja soeben an der großen Wiese meines Elternhofes vorbei. Weißt du, es gibt nichts Schöneres auf der Welt!“

Schweigend schritt ich neben ihm her. Ich begriff Hodler, der alle Handwerke, Gewerbe und Berufe malte. Ich sah seine Zimmerleute, seine Uhrmacher, seine Mäher und Holzfäller. Ich begriff, daß diese Liebe zur Arbeit, diese Liebe zum Handwerker ein religiöses Gefühl birgt. Einen Schritt weiter und der Maler betet.

Zwei dicke Tränen liefen Henri-Louis über die apfelroten Wangen, als mein Zug sich in Bewegung setzte. Ich rief ihm zu: „Unter deinem Bette findest du noch eine Flasche alten Neuenburger!“

„Was du doch für ein Kerl bist!“ rief er zurück. Sein rotes Gesicht mit dem Kranz weißer Haare entfernte sich immer mehr, und zuletzt sah ich nur noch eine winkende blaue Mütze.

In memoriam

Wir nehmen Abschied von unseren Mitgliedern und Freunden

Wolfgang Mutz, der Erwin Bowien seit seiner Kindheit kannte,

Detlef Schmidt

Bilder von Erwin Bowien

Wer Bilder von Erwin Bowien kennenlernt, verliebt sich leicht in sie und fragt sich, wie er auch in den Genuß des Besitzes eines solchen Bildes kommen kann; so erging es mir, als ich auf einem Bilderzeige-Abend 1978 bei Frau P. in Widdert Bettina Heinen-Ayech kennen gelernt hatte und später in ihrem Häuschen in Höhscheid zum ersten Mal die Meisterwerke ihres Lehrers Erwin Bowien betrachtete. Auf entsprechende Nachfrage wurde mir gesagt, daß auf den Jahrestagungen des Freundeskreises Erwin Bowien gelegentlich Bowien-Bilder zum Verkauf angeboten würden; sie selbst trenne sich nur im äußersten Notfall von einem ihrer Schätze. Frau Heinen-Ayech, die wir hier mit ihrem Vor- und Künstlernamen „Bettina“ nennen wollen, lebt in ihrem Häuschen in Solingen wie auch im Salon ihres schönen Hauses in Guelma in Ostalgerien, das ihr algerischer Ehemann Abdelhamid Ayech vor mehr als 30 Jahren für sie gebaut hat, umgeben von den Ölgemälden und Pastellen von Bowien, mit denen sie Zwiesprache hält und aus denen sie Mut und Anregungen für ihr eigenes künstlerisches Schaffen schöpft. Bettina hat einige dieser Bilder von ihren Eltern geerbt, mit denen Bowien jahrzehntelang befreundet war, andere hat ihr der Künstler selbst nach seinem Tode 1972 vermacht. Alle paar Jahre veranstaltet Bettina, die Präsidentin des Freundeskreises, mit Bildern aus Privatbesitz öffentliche Ausstellungen der Werke von Erwin Bowien, die immer großen Zulauf haben. Die meisten seiner Bilder sind bei seinen Freunden und Verehrern in ganz Deutschland, den Niederlanden, Norwegen, Frankreich, der Schweiz und Österreich verstreut; einige haben den Weg in die Museen dieser Länder gefunden, nur selten wird ein Bild im Kunsthandel angeboten.

Meine ersten beiden Bowien-Bilder erstand ich auf der Jahrestagung des Freundeskreises in Solingen 1978. Beide Bilder aus Privatbesitz wurden – wohl aus Gründen der Bequemlichkeit – nur gemeinsam zum Verkauf angeboten. Es handelte sich um ein Pastell aus dem Jahre 1936, auf dem zu sehen ist, wie Bettinas Mutter vor ihrer 2-jährigen Tochter Gabriele kniet, die auf einem Stein am Waldrand sitzt, und ihr die Schuhbänder bindet. Das zweite wesentlich größere Pastell vom August 1957 stellt sehr detailliert das Innere einer Barockkirche dar, wahrscheinlich der Wieskirche in Bayern, in der Nähe von Füssen; die Bilder waren kostbar gerahmt. Ich war von beiden Bildern sofort begeistert, und während ich noch überlegte, ob ich sie kaufen sollte, hörte ich, wie verschiedene Betrachter von dem Kinderbild sehr angetan waren und es gerne genommen hätten, vielleicht sogar zum Preis, zu dem beide Bilder angeboten wurden. Da beide Bilder aber nur zusammen zu haben waren, wollten sie kein Geld ausgeben für etwas, das ihnen nicht so gut gefiel, und ließen dann beide Bilder stehen, so daß ich schließlich der glückliche Besitzer dieser Meisterwerke wurde.

1981 erfuhr ich von Bettina, daß ihre Tante Josephine Schweitzer geb. Heinen in Leichlingen ins Altersheim ziehen wolle und im Zuge der Haushaltsauflösung ein Landschaftsbild von Erwin Bowien verkaufe. Ich fuhr bei nächster Gelegenheit nach Leichlingen und traf Frau Schweitzer in ihrem entzückenden kleinen bergischen Häuschen, in dem mehrere große Bo-Bilder hingen. Im Wohnzimmer über dem Schreibtisch ihres verstorbenen Ehemannes hing das Bild „Ascona am Abend“, ein großes Pastell von 1948, das im Vordergrund den Lago Maggiore an einem sonnigen Novemberabend zeigt. Im Hintergrund am Seeufer spiegeln sich die ersten Lichter von Ascona im See. Die hinter Ascona aufsteigenden Berggipfel sind von der rötlich leuchtenden Abendsonne beschienen, darüber wölbt sich ein

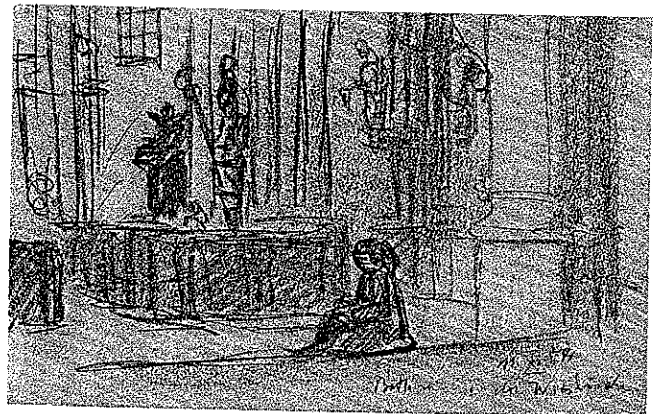
großer, weiter Wolkenhimmel. Das Bild vermittelt eine sehr friedliche und beruhigende Stimmung. Herr Schweitzer hatte das Bild im Jahr seiner Entstehung, also kurz nach der Währungsreform, von seinem Freund Bowien gekauft, und ich war hoch zufrieden, es zum Zehnfachen des ursprünglichen Preises erwerben zu können. Das Bild fand seinen Platz im Eingangsbereich meines Hauses am Ginsterweg und hat mich jahrelang begrüßt, wenn ich aus der Klinik nach Hause kam. Es ist noch eingefaßt in den Rahmen, den der Künstler selbst dafür gemacht und mit einer Silberfarbe angestrichen hat; er vermittelt einen Hauch von Nachkriegszeit, paßt aber gut zu dem Pastell.

Bei der 1996 auf Schloß Burg abgehaltenen Jahrestagung des Freundeskreises wurden zwei Pastelle von Erwin Bowien zum Verkauf angeboten, und zwar von den Erben eines von Solingen nach Süddeutschland verzogenen Dr. B., der den Künstler 1972 behandelt hatte. Ein Pastell vom Januar 1971 zeigt die Oase Biscra, die Bowien bei seinem letzten Besuch Bettinas in Algerien gezeichnet hatte. Ausflüge mit Bettinas altem Renault-R4 in die Wüste liebte Bowien ganz besonders. Hier sieht man zwei verschleierte Frauen, die unter hoch aufragenden Dattelpalmen auf dem Weg zu einer im Hintergrund mit strahlend weißer Kuppel sichtbaren Moschee sind. Das zweite Pastell entstand im Mai 1972 und zeigt einen Blick von oben auf ein südbadisches Dorf, in dessen Zentrum eine alte Kirche und Klosteranlage am Ufer eines Teiches gelegen sind, eingebettet in eine liebliche Hügellandschaft, in der das Dorf liegt. Beide Pastelle befanden sich in soliden Passepartouts, für die merkwürdigerweise im nachhinein von der Verkaufsvermittlerin noch ein Aufpreis von 10% verlangt wurde; vermutlich die Provision, die ihr von den Erben vorenthalten worden war.

Während ihrer Abwesenheit den Winter über durfte ich jahrelang einige von Bettinas schönsten Bo-Bildern in meinem Haus am Ginsterweg aufhängen. Sie hatten einen festen Platz in meinem Wohnzimmer und im Flur, wo sie bis zu Bettinas Rückkehr im nächsten Frühjahr die Stelle weniger bedeutender Werke einnahmen und mir viel Freude bereiteten. Manchmal durfte ich mir ein Blatt aus Bowiens Skizzenbüchern aussuchen, das war dann eine doppelte Freude. Auf diese Weise erhielt ich die abgebildete Skizze, die Bettina zeichnend in der Wieskirche zeigt.

Ich habe jeden Tag Freude an den Bildern von Erwin Bowien, die mich umgeben.

Harmen van Lessen



Bettina in der Wieskirche

H. K. Pesch: Discours pour le vernissage de l'exposition «Erwin Bowien», Goethe institut, Rabat 1974

La vie et l'œuvre d'Erwin Bowien se conjuguent de multiples façons, l'œuvre témoignant non seulement de l'existence de l'artiste Erwin Bowien mais aussi des vicissitudes auxquelles était soumis le cœur de l'Europe. Car ce peintre avait des attaches avec plusieurs pays. Il était né au seuil de ce siècle à Mülheim/Ruhr, ville dont le paysage verdoyant se reflète encore dans le Rhin mais déjà menacée par la proximité de la forge géante européenne : le bassin de la Ruhr. Sa mère, d'origine est-allemande, venait d'Elbing mais elle se souvenait de ses ancêtres mennonites. Son père était ingénieur ; il dirigeait, du temps de l'enfance d'Erwin Bowien, le grand port d'embarquement de Weil, situé au point de rencontre de l'Allemagne, de la Suisse et de la France.

Les années de formation scolaire devaient marquer le naturel nordique et rustique d'Erwin Bowien de la culture latine et française, car, adolescent, il fréquenta un internat français à Neuchâtel, en Suisse. Dès cette époque, il devenait évident que le jeune homme deviendrait peintre ou littérateur.

La flamme du talent précoce fut maîtrisée à l'École des Beaux-Arts de Neuchâtel où se pratiquait le dessin d'après des reproductions en stuc de la statuaire grecque. Bientôt le fusain se mua en torche : les contours perdaient leur méticulosité froide sous l'effet d'une sensibilité effervescente, alliée à une volonté farouche de maîtrise. Malgré tout leur savoir, ses professeurs durent se rendre à son pouvoir.

Mais n'est-ce pas à ce point que se manifeste ce qu'il y eut d'intrinsèquement tragique dans la vie d'Erwin Bowien ?

Ni la perte de sa situation professionnelle (il enseignait le dessin à Solingen) à cause de la crise de l'Entre-deux-guerres, ni la peur des persécutions politiques, ni les périodes d'indigence ne constituèrent un fardeau dans sa vie ; il craignait vraisemblablement plutôt que ce dernier ne vienne à lui manquer trop vite. Quel sort : la peur de s'épuiser avant l'heure !

Il est possible que cela explique la nature parfois sans indulgence de l'art d'Erwin Bowien et son aptitude heureuse à l'enseignement.

Ce sont sûrement de telles réflexions qui s'imposaient aux amis du peintre lors d'un vernissage tenu en sa mémoire, dans sa maison paternelle de Weil. Madame Inken, son épouse, y avait confronté des œuvres de jeunesse à celles de la dernière époque. Il en naissait l'impression que Bowien avait voulu, dans sa dernière phase, rompre avec ses tableaux de 1925, de cette année heureuse qu'il avait passée au bord du lac de Constance et pendant laquelle il créa des tableaux à l'esthétique touchante, digne du grand art européen, des Renoir, aux nuances de bleu transparent... On aurait dit qu'il voulait effacer de sa conscience la perfection de ses pastels créés une dizaine d'années auparavant, durant son exil aux Pays-Bas, entre les dunes et la mer. C'est là que ce maître-sorcier en conversation et en sociabilité – ainsi apparut-il tout au long de sa vie – dut apprendre à supporter et à aimer la solitude. Dans les ambiances mauve « chat-sauvage » créées durant cette période commence à s'exprimer la puissance de son pinceau marquant son œuvre des dernières années, lorsqu'il se mit à peindre les grandes cathédrales et les villes du Rhin. Ainsi, il a finalement trouvé l'absolu, la passion lui permettant de surpasser l'œuvre de ses jeunes années.

La quête de l'absolu et la passion régissent aussi la vie extérieure de cet homme qui était infatigable, voyageur, va-

gabond... Il se sentait tout autant chez lui en Norvège, à la lisière du monde boréal, qu'à Tunis ou à Alger, qu'il connut étant jeune homme, en qualité de « peintre de voyage » au service d'une famille hollandaise fortunée. L'Italie, la France, le Tessin trouvent place dans son œuvre à côté des paysages d'Allemagne. Il devient de plus en plus évident que, paysagiste des villes d'Europe ou d'Afrique du Nord, il excelle à caractériser celles-ci. On en veut pour preuve, dans la moisson de sa vie, sa façon de représenter Paris, ou bien les villes scandinaves rouge-tuile, ou les paysages urbains suisses, ou encore les métropoles culturelles allemandes telles que Fribourg, Aix-la-Chapelle, Augsbourg ou Cologne. Il était donc destiné à couronner l'œuvre de sa vie par une représentation conséquente du Rhin, avec ses agglomérations où se rencontrent deux millénaires et ses cathédrales orgueilleuses. A travers cette démarche créative, les caractères allemands, néerlandais et français de sa personnalité, le métier, l'envol de l'imagination et l'esprit latin devaient s'assembler en une véritable profession de foi européenne.

Ainsi se réunissent d'une manière parfaite sa doctrine et son art dans une personnalité totalement exigeante. Erwin Bowien disposait d'une culture étendue et d'une connaissance fine de l'homme. Il avait un jugement sûr. Il exprimait ironiquement sa propre insuffisance, mettant ainsi en valeur son savoir, son esprit, son talent littéraire ; il ne faisait en somme que donner libre cours à la spontanéité.

Ce qu'il y a de tragique dans la vie d'Erwin Bowien est le fait d'avoir été mis dans un monde, d'avoir vécu parmi une génération qui reliait l'absolu à la haine au lieu de le relier – comme lui- à l'humanité !

traduction de Rita Pesch
adaption de Bernard Zimmermann